

Das seltsamste Reisebuch aller Zeiten

Ein Lyriker der Avantgarde: Walter Mehrings „Algier oder die 13 Oasenwunder“ von 1927 zeigt die schon damals absurden Seiten des Tourismus. Nun erscheint das Werk in einer Neuausgabe, die manches vermissen lässt.

Dem antiken Mythos nach findet der Satyr Marsyas die Doppelflöte, die von Athene weggeworfen worden war, weil das Spielen auf ihr die göttlichen Gesichtszüge verzerrt hatte, und lernt sie so meisterlich zu beherrschen, dass er bald Apollo zum Wettkampf herausfordert. Mit Bezug auf dieses Vorbild (in einer allerdings etwas verkürzten Interpretation) hat es sich der gerade gegründete Wiener Marsyas Verlag zur Aufgabe gemacht, „achtlos weggeworfene literarische Kleinode“ zu „bergen“.

Walter Mehring:
„Algier oder die 13 Oasenwunder.“
Mit 14 Zeichnungen von Walter Mehring.
Marsyas Verlag,
Wien 2023.
116 S., geb., 24,- €.

Dieses Vorhaben ist unbedingt zu begrüßen, und zweifellos ist Walter Mehrings Text „Algier oder die 13 Oasenwunder“ aus dem Jahr 1927, der bei Marsyas jetzt in einer neuen Ausgabe mit den originalen Illustrationen des Autors erschienen ist, ein solches Kleinod. Zwar kann man wohl nicht sagen, er sei marginalisiert worden (immerhin wurde er seit 1965 mehrfach wieder aufgelegt), inzwischen ist er aber – wie sein Autor – in Vergessenheit geraten. Das indes ist bedauerlich, denn es handelt sich dabei um einen bemerkenswerten Text. Wollte man ihn einer Gattung zuordnen, wäre das am ehesten die Reiseerzählung – doch auch wieder nicht, wie schon Kurt Pinthus in seiner Rezension der Erstausgabe feststellte: „Das ist,



Begegnung mit dem Fremden, wie Mehring sie sah.
Abb. a. d. bespr. Band

weiß der Himmel, das seltsamste je erschiene Reisebuch.“

Seltsam ist der Text schon allein aufgrund seiner sprachlichen Form: Mehring schreibt eine virtuose, kunstvoll überdrehte Prosa, der man auf jeder Seite anmerkt, dass sie von einem Autor stammt, der in erster Linie ein durch die Schule der Avantgarden gegangener Lyriker war. Von der Sprache konventioneller Reiseberichte ist das denkbar weit entfernt, und das gilt auch für die Gliederung in 13 heterogene Abschnitte mit Überschriften, die einem Abenteuerroman entnommen sein könnten, und die ins Phantastische übergehenden Binnenerzählungen. Man hat es demnach mit einer Reiseerzählung und zugleich einer Parodie dieser Gattung zu tun. Vor allem ist diese Erzählung aber eine Satire, die den europäischen Nordafrika-Tourismus der Zwischenkriegszeit so angriffslos wie scharfsichtig ins Visier nimmt. Von ferne fühlt man sich an die Kreuzfahrt-Satire „Schrecklich amüsan – aber in Zukunft ohne mich“ von David Foster Wallace erinnert. Doch Mehrings Text ist abgründiger: Er berichtet nicht nur von den absurden Seiten des „Cook-Tourismus“, sondern auch von Schädelmessungen, Prostitution, Sex mit Minderjährigen, Gewalt, und dies alles ist grundiert von dem tief sitzenden Rassismus der Touristen und Reiseveranstalter. Mehring registriert ihn genau, auch in seinen Auswirkungen auf die Betroffenen, etwa bei der Charakterisierung des besten gekleideten muslimischen „Guides“: „Hätten sonst all die Islambegeisterten Damen die Überlegenheit ihrer Rasse in seiner Umarmung vergessen?“ An solchen Stellen ist der Text erschreckend aktuell.

Wurde dieses Kleinod in der neuen Ausgabe also erfolgreich geborgen? Ja und nein. Denn leider hat der Verlag darauf verzichtet, das Geborgene dem Publikum von heute auch zu erschließen, obwohl dies dringend nötig gewesen wäre, nicht nur wegen der Polyglossie des Textes, in dem auch Arabisch und Norwegisch gesprochen wird. Dass man ihm keinen Kommentar begeben wollte, mag noch verständlich sein – andererseits hätte es hilfreiche Vorarbeiten dazu in der Ausgabe der „Werke“ Mehrings von 1980 gegeben.

Die neue Ausgabe hat aber nicht einmal ein Nachwort, dem man etwa entnehmen könnte, wann und unter welchen Umständen Mehring nach Algier gereist war oder was George Grosz, Walter Hasenclever und Ernst Toller (die im Inhaltsverzeichnis genannt werden) mit dieser Reise zu tun hatten. Stattdessen muss man sich mit einem Klappentext zufriedengeben, der den Text falsch datiert. Das ist schade, und es wäre sehr zu wünschen, dass der Marsyas Verlag bei seinen vielversprechenden Bergungsarbeiten in Zukunft sorgfältiger vorgeht.

FRIEDER VON AMMON

Zwischen Kirche, Krieg und Kommunismus

Drago Jančar erzählt in seinem Roman „Als die Welt entstand“ vom Slowenien der Nachkriegszeit

Wörtlich oder metaphorisch, der voyeuristische Blick durch den Türspalt kann mit Fug und Recht als Anfangspunkt für jede zünftige Coming-of-Age-Geschichte gelten. Durch ihn sieht Danijel, ein Kind der jugoslawischen Sechzigerjahre, erst die sinnliche Lena; einige Abschiede, Träume und Provinz-Melodramen später aber nur noch eine ungepflegte und eifersüchtige, gealterte Frau. Am Anfang und am Ende ist das Nichts: ohne den saufenden und prügelnden Partisanen-Vater (fast hätte er Hitler erschossen!), den strengen Kapuzinermönch, ohne die blonde Jugendliebe Vasilka und seinen fußballspielenden Bruder fragt sich der gealterte Danijel, zu wem er gehört. Drago Jančar erzählt eine Kindheitsgeschichte von Verfall, dem nie überwindenen Krieg und einer metaphysischen Ungewissheit. Sie spielt in Jančars Geburtsstadt Maribor wie das Gros seines Werkes – und liefert noch ein ganzes Konvolut an Statements zur slowenischen Geschichte mit.

Mit Koffern in den Händen zieht eine neue Nachbarin vom Land in Danijels Straße. Der ist beeindruckt von der etwas älteren Lena, ihrer Unschuld und ihren Unterleibern. Etwas eifersüchtig ist er zunächst, als der tumbe Pepi mit ihr zusammenkommt, aber als sein gewalttätiger Nebenbuhler Ljubo auf den Plan tritt, ist es für den Jungen klar, auf wessen Seite er steht. Nach und nach geht alles in die Brüche. Sein Vater wird krank und muss ins Heim, seine Jugendliebe Vasilka zieht zu ihrem Vater ins verlorene Triest, Pepi und Ljubo werden umgebracht. Es ist alles eitel.

Hinter dieser Handlungsfassade zeichnet Jančar das psychologische Porträt eines orientierungslosen Teenagers, der mit großen Augen durch die slowenische Nachkriegsgesellschaft stolpert. Anders als in seinen Romanen „Wenn die Liebe ruht“ und „Die Nacht, als ich sie sah“ ist die deutsche Besetzung nun überwunden. Maribor ist in einer schwermütigen jugoslawischen Heimgeliebtheit angekommen, nun sind „die Fenster verglast, die Möbel neu, im Keller gab es Kohle, dort befanden sich in einem Verschlag auch ein Haufen Kartoffeln und ein Fass Sauerkraut“. Klarer geworden ist aber nichts. Allenthalben wird Danijel von Dogmen beschallt und muss feststellen: Nichts davon ist stimmig, alles erodiert am Ende, sowohl Kirche als auch Kommunismus. Jančars Figuren sind eigentlich keine, sie sind Archetypen. Das zeigt das Anliegen des Autors: Obwohl der autobiographische Geschmack nie ganz schwindet, ist das hier kein Fallbeispiel, son-

dern eine Parabel auf die slowenische Gesellschaft im jugoslawischen Kommunismus. Ach, übrigens: Wir befinden uns laut Roman in der Stadt M. im Gouvernement S., nicht im slowenischen Maribor.

Immer wieder kommentiert der ältere Danijel rückblickend die Erlebnisse in seiner Kindheit, bleibt aber so zurückhaltend, dass der schicksalhafte Verlauf keine altersschlaue Singebung erhält. Nicht frei von Pathos und Stereotyp ist indes das Ende. Auf der letzten Seite kommt aus dem Nichts ein Icherzähler, der den zukunftsängstlichen Danijel beruhigt („Als ich das niederschreibe, fürchte ich mich schon etwas weniger. Denn es steht geschrieben, ist Wort geworden“). Jančar meistert das Erzählen, und so drifft ihm die Geschichte nicht ins Profane, ins Kriminalistische ab; immer wieder streut er biblische Anspielungen ein, und die im Laufe des Dramas immer wirrer werdenden Träume zeigen sich – klassisch phantastisch – erst beim Erwachen als das, was sie sind. Die Nebenhandlungen sind so herrlich anekdotisch und lapidar, dass sich neben der Geschichte die Soziologie der jugoslawischen Provinz entwickelt. Unermüdlich erzählt Danijels Vater die gleichen Geschichten aus dem Krieg, von Gulasch, den Deutschen und Marschall Tito. Dem hat er selbstverständlich einen Bittbrief geschrieben, als die Miliz ihm seine Waffe abnahm, denn „er versteht, wie es ist, wenn einem die Waffe weggenommen wird“ – hätte er mal nicht betrunken im Streit auf seinen Kameraden geschossen. Und die Deutschen, die sind in „nachbarschaftlicher Kälte“ auch da. Noch.

Großartig gelingt Jančars nuancierte Motivik. Ob gerade Frühling oder Herbst ist, passt immer zum derzeitigen Schicksalsstand, bei einer Prügelei hat der Gegner erst metaphysischen, dann tatsächlichen Scham vor dem Mund, und die Blumen von Danijels Wahlgroßvater Fabjan blühen weiter, obwohl die Miliz bei ihm zu Besuch war. Im Jahr, in dem Slowenien Gastland auf der Frankfurter Buchmesse ist, gewährt Jančar einen melancholischen Blick in die slowenische Geschichte. LUCA VAZGEC

Drago Jančar: „Als die Welt entstand“ Roman.
Aus dem Slowenischen von Erwin Köstler.
Zsolnay Verlag,
Wien 2023.
271 S., geb., 26,- €.

Poetische Puzzlestücke

Der Literaturkritiker und Lyriker Harald Hartung zieht „Provisorische Schlüsse“

Der neunzigste Geburtstag von Harald Hartung lag im letzten Jahr, nun folgt ein schmaler Band, der Rückschau hält. „Provisorische Schlüsse“ sind es, und der Titel sollte nicht als kokette Unverzähligkeit gedeutet werden, sondern, im Gegenteil, als leises Abwägen. So könnte es sein, anders aber auch. Fürs Erste jedoch sei es in dieser Weise festgehalten. Nicht von ungefähr sind die meisten – und die besten – Texte melancholisch grundiert.

Formal legt Hartung die Karten auf den Tisch, indem er eine Maxime von Elias Canetti zitiert, der für eine Aufzeichnung verlangte, sie „muss wenig genug sein, sonst ist sie keine“. Bis auf vier Gedichtinterpretationen, Wiederentdeckungen aus der Frankfurter Anthologie, und zwei literarische Porträts (auch sie bereits früher einmal erschienen) handelt es sich bei den übrigen rund sechzig Texten um halbseltige Miniaturen und kurze Gedichte. Sie verdichten Erlebtes und fügen sich wie Puzzlestücke zu einem Lebenslauf Hartungs zusammen, halten Erinnerungen an den Krieg, den ersten Schultag, Reisen nach Italien und flüchtige Glücksmomente fest: „Wir drei erzählen uns über Stunden die Unglücke unseres Lebens, um bei jedem neuen heiterer zu werden.“ Für Altern und Tod findet er immer wieder überraschende und überzeugende Bilder, teils auch überraschend witzige, so wenn er auf die Vorratsnachfrage eingeht, die sich auch bei dieser Zeitung im „Giftschrank“ finden. Er verfasste einen auf den Schriftsteller Franz Fühmann, den er dann aber fröhlich beim Frühschoppen in einer Buchhandlung erspähte, worauf Hartung, der „Mörder im Geist“, die Flucht ergriff.

Das zusammengesetzte Puzzle lässt denn auch viel Literarisches erkennen. Das einschlägige Leben in Westberlin fängt Hartung ebenso ein, wie er, um nur einige zu nennen, an Ernst Jünger, Sarah Kirsch, Uwe Johnson oder Max Frisch erinnert. Skizzen solcher Art machen einen beachtlichen Teil der Sammlung aus. Sie sind profund und

anregend – und deuten auf den einzigen kleinen Kritikpunkt, der anzumelden ist. „Schön ist es natürlich, wenn der Jüngere dem Alter Höflichkeit erweist“, weiß Hartung, um sogleich einzuräumen: „Nicht immer ist sie von Herablassung zu unterscheiden.“ So mag sich eine Jüngere, eine Enkelin vielleicht, für den mehrfach auftretenden Max Frisch begeistern – es steht ihr nur zu gut zu Gesicht. Und umgekehrt? „Die heutige Poesie ist ‚leicht‘ geworden“, mit dem Vorteil, dass, was „leicht ist, floriert. Wer will, der kann.“ Die sogenannte Lyrikszene fabelt von einer neuen Blüte der Poesie.“ Doch auch neben einem Heidenröslein schießt mancherlei ins Kraut. Soll der Blick unvoreingenommen zurückgerichtet sein, warum dann nicht genau umverstellt auf den Umkreis im Heute?

Anders ausgedrückt: Es geht hier beileibe nicht darum, dafür zu plädieren, jemanden von Kritik auszunehmen; es geht darum, festzuhalten, wie die Sicht im Moment des Kritisierten ist. In den „Provisorischen Schlüssen“ ist es meist dann nicht ganz ungetrübt, wenn Jüngere und Aktuelles gemeinsam ins Bild rücken. Diese Aufzeichnungen können auch etwas weniger originell daher.

Mit einer Ausnahme: Hartungs Pointe, wer sich unbedingt für die Position als Schutzheiliger der veganen Bewegung anbiete, ist mehr als gelungen. Generationenübergreifend kann man sich womöglich aufs „Café Odeon“ einigen. „Auf der Rechnung stand / Es bediente Herr Stiller / Mir kamen Zweifel / Zumal der Herr am / Nebentisch so ziemlich wie / Dürrenmatt ansah.“ CHRISTIANE PÖHLMANN

Harald Hartung: „Provisorische Schlüsse“ Aufsätze.
Wallstein Verlag,
Göttingen 2023.
101 S., geb., 20,- €.

In der Wiederholungsschleife, bis es passt

Vom Wechselspiel der Normen und Fälle: Sabine Müller-Mall entwirft eine Theorie des juristischen Urteilens

„Gerichte“, sagt die ratlose Mittelklasse der Gegenwart in Kathrin Röggla preisgekröntem Pastiche „Bauernkriegspanorama“, „sind ja seit längerem unsere letzte Hoffnung.“ Hoffnungen hegt man meist dort, wo man nichts Genaues weiß, in der Liebe etwa oder der Religion. Über den Supreme Court oder das Bundesverfassungsgericht glauben wir uns dagegen gut unterrichtet. Von der Soziologie bis zur Architekturgeographie werden Gerichte laufend erforscht. Über das Urteilen, so lautet die schlagende Ausgangsbeobachtung von Sabine Müller-Malls faszinierender Studie, wissen wir dennoch erstaunlich wenig. Referendaren wird es in einem noch immer autoritären Verfahren der Nachahmung eingerichtet. Richter beschreiben es gern als Mischung aus Gefühl, Intuition, Erfahrung und angestrengtem Nachdenken, für das ihnen die bürokratische Erledigungslogik des Alltags immer weniger Zeit lässt.

Müller-Malls Zugang zu diesem Problem ist bezwingend, weil er von Anfang an die Fallhöhe klarmacht, die in der Gegenwart mit einer Theorie des Urteils verhandelt wird. Seit Jahrzehnten sind es Urteile viel mehr als Urkunden, die ein Verfassungsrecht jenseits des Nationalstaats etablieren. Die Europäische Union hat sich keine Verfassung gegeben, ihr Gerichtshof aber beansprucht einen verfassungsgleichen Vorrang für das europäische Recht, das er selbst fortschreibt. Das Buch will über eine Theorie des Urteilens daher zugleich Aufschluss über die Legitimität dieser Konstitutionalisierung durch Gerichte gewinnen.

Schritt für Schritt werden von der Autorin der Reichtum und die Schwierigkeit eines Verfahrens entfaltet, das versucht, die Besonderheiten eines sozialen Konflikts aus der Perspektive einer allgemei-

nen Norm zu entscheiden. Der Witz liegt dabei in der wechselseitigen Offenheit des einen für das andere. Worin der Streit besteht, über den das Urteil entscheidet, nimmt sich sehr unterschiedlich aus, je nachdem wen man fragt und welche Norm man für maßgeblich hält. Was Normen besagen, klärt und verändert sich in fallweisen Interpretationen. Im Urteilen wird aus dieser wechselseitigen Abhängigkeit von Konflikt und Regel eine Wiederholungsschleife. Der Fall wird provisorisch mit Blick auf eine Norm beschrieben, die Norm mit Blick auf den Fall ausgelegt, weitere Normen werden herangezogen, die den Fall wiederum anders erscheinen lassen, und immer so fort, bis das Urteil dieses Verfahren abschließt. Wann? Wenn es eben passt. In Müller-Malls Deutung beruht das Urteil zuletzt auf einer subjektiven Erfahrung der Kongruenz, die begrifflich nicht auflösen ist.

Das hat eine erhebliche Konsequenz, weil es bedeutet, dass es für Urteile kein Kriterium objektiver Richtigkeit mehr geben kann. Warum viele Prozessordnungen dennoch Urteilsprüfungen durch Berufung und Revision vorsehen, wird nicht ganz klar. In seiner dichten Beschreibung gerichtlicher Urteilsverfahren folgt das Buch dem deutschen Prozessrecht. Die souveräne Theoretisierung mit Sinn fürs Details von Rubrum bis Tenorierung macht besondere Freude, auch dort, wo sie phänomenologisch bleibt. Bisweilen

Sabine Müller-Mall: „Verfassende Urteile“. Eine Theorie des Rechts.
Suhrkamp Verlag,
Berlin 2023. 285 S.,
br., 20,- €.

hätte man sich einen Abgleich mit anderen Verfahrensordnungen gewünscht, insbesondere solchen, die Rechts- und Tatsachenfragen zwischen Gericht und Jury aufteilen. So hätte sich die zentrale These des Buches, dass die rekursive Verknüpfung des einen mit dem anderen für das Urteilen zentral ist, noch einmal auf die Probe stellen lassen.

Folgt man Müller-Mall, verfügt die Gesellschaft mit dem Urteilen über ein Verfahren, in dem nicht nur das Besondere nach dem Allgemeinen, sondern auch das Allgemeine nach dem Besonderen beurteilt wird. Das gedankenreiche Buch nimmt für die Vorzüge dieser Verknüpfung ein. Über ihre Nachteile und Probleme erfährt man dagegen weniger. Müller-Mall erläutert das Urteilen mit einer von Kant eingeführten Unterscheidung. Bestimmende Urteile wenden Begriffe auf Phänomene an; reflektierende suchen Gesetze zu Phänomenen. Das scheint die Doppelbewegung des juristischen Urteilens auf den ersten Blick gut zu treffen. Urteile subsumieren unter die vielen Begriffe des Rechts, die sie zugleich mit Blick auf den jeweiligen Fall fortentwickeln. Wo aber endet der reflexive Überstieg, und was bedeutet er für die andere Seite des juristischen Urteils, demokratische Gesetzgebung und Gewaltenteilung? Die reflektierende Urteilskraft jedenfalls steht nicht unter dem Zwang, sich an positiven Gesetzen und Rechtsprechungslinien zu orientieren. Neben Kant stützt sich das Buch kaum zufällig auf seinen berühmtesten juristischen Leser, den großen Kritiker politischer Gesetzgebung Friedrich Carl von Savigny.

Bei Kant hat die reflektierende Urteilskraft ihren ersten großen Auftritt in der Theorie des ästhetischen Urteils, das Müller-Mall als Analogie des juristischen

heranzieht. Aus dem ästhetischen Gemeinsinn, der erklären soll, warum Menschen sich gleichermaßen an Hölderlin-Versen und Nirvana-Melodien berauschen können, wird ein juridischer Gerechtigkeitsinn. Hier liegt für Müller-Mall zugleich der Schlüssel zur Legitimation verfassender Urteile. Wie Geschmacksurteile vor dem weltbürgerlichen Publikum müssen sie vor dem staatsbürgerlichen Forum bestehen. Diese Anleihe hätte mehr Raum verdient, als ihnen der erstaunlich knappe Schluss des Buches lässt.

Wie hätte man sich eine staatsbürgerliche Urteilskraft in der europäischen Praxis vorzustellen? Den öffentlichen Reaktionen auf die Karlsruher Corona-Beschlüsse oder den Stopp des Heizungsgesetzes nach zu schließen, wäre es keine differenzierte. Als die Richter des Supreme Courts nach dem Brexit die Beteiligung des Parlaments einforderten, druckte die britische „Sun“ ihre Konterfeis auf den Titel und erklärte sie zu Volksfeinden. Weil Urteile nicht in Gründen aufgehen, geht es für Müller-Mall vor allem darum, dass sie überhaupt juristisch, das heißt weder politisch noch moralisch sind – eine schmale Basis für Kritik, zumal wenn sich durch sie nichts ändert. Auch bleibt offen, warum gerade hier Legitimationsvorteile des Urteilens liegen sollen, ist die Arena der Öffentlichkeit doch aus guten Gründen die traditionelle Domäne von Parlamenten und Regierungen.

Das Bild des Urteilens, das so entsteht, nimmt die Subjektivität des Urteilens sehr ernst. Es lässt sich nicht in Gründen oder Gesetzhermeneutik auflösen, ohne dabei seine Rationalität zu verlieren oder vom Versprechen der Gerechtigkeit zu lassen. Das ist ein schmaler Grat und ein hoher Anspruch. CHRISTIAN NEUMEIER